

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 22 (1918)

**Artikel:** Von der Seele

**Autor:** Hesse, Hermann

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571464>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

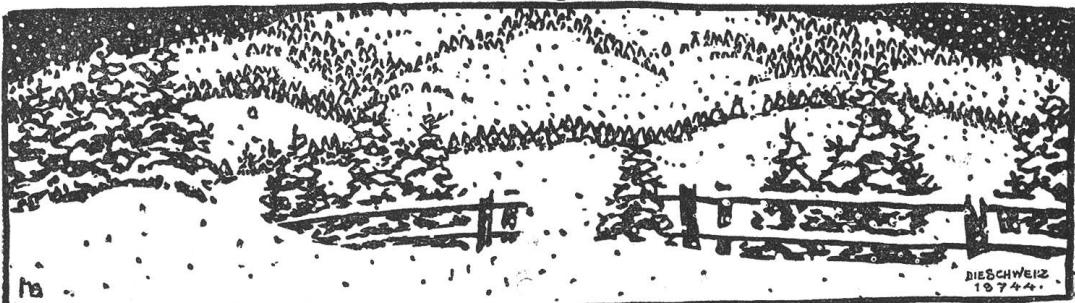
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## An die Andern!

Die Tage rauschen, verrauschen.  
So laßt denn, ehe es Nacht wird,  
Uns all das Gute noch tauschen,  
Das uns vom Leben gebracht wird.

Wenig ist irdisch, das bliebe  
Für mehr Zeit, als Rosen rot sind.  
Nur unsre Taten der Liebe  
Leben noch, wenn wir tot sind.

Ernst Zahn, Sösschenen.

## Von der Seele.

Von Hermann Hesse, Bern.

Unrein und verzerrend ist der Blick des Wollens. Erst wo wir nichts begehrten, erst wo unser Schauen reine Beobachtung wird, tut sich die Seele der Dinge auf, die Schönheit. Wenn ich einen Wald beschau, den ich kaufen, den ich pachten, den ich abholzen, in dem ich jagen, den ich mit einer Hypothek belasten will, dann sehe ich nicht den Wald, sondern nur seine Beziehungen zu meinem Wollen, zu meinen Plänen und Sorgen, zu meinem Geldbeutel. Dann besteht er aus Holz, ist jung oder alt, gesund oder krank. Will ich aber nichts von ihm, blicke ich nur „gedankenlos“ in seine grüne Tiefe, dann erst ist er Wald, ist Natur und Gewächs, ist schön.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

So ist es mit den Menschen und ihren Gesichtern auch. Der Mensch, den ich mit Furcht, mit Hoffnung, mit Begehrlichkeit, mit Absichten, mit Forderungen ansehe, ist nicht Mensch, er ist nur ein trüber Spiegel meines Wollens. Ich blicke ihn, wissend oder unbewußt, mit lauter beendenden, fälschenden Fragen an: Ist er zugänglich oder stolz? Achtet er mich? Hält er zu den Zentralmächten? Kann man ihn anpumpen? Versteht er etwas von Kunst? Mit tausend solchen Fragen sehen wir die meisten Menschen an, mit denen wir zu tun haben, und wir gelten für Menschenkenner und Psychologen, wenn es uns glückt, in ihrer Erscheinung, in ihrem Aussehen und Benehmen das zu deu-

ten, was unseren Absichten dient oder widerstrebt. Aber diese Einstellung ist eine ärmliche, und in dieser Art Seelenkunde ist der Bauer, der Haussierer, der Winkeladvokat den meisten Politikern oder Gelehrten überlegen. Es gibt eine Menge von Eltern und Kindern, die einander niemals anders angesehen haben als unter dieser engen Einstellung.

Im Augenblick, wo das Wollen ruht und die Betrachtung aufkommt, das reine Sehen und Hingegebensein, wird alles anders. Der Mensch hört auf, nützlich oder gefährlich zu sein, interessiert oder langweilig, gütig oder roh, stark oder schwach. Er wird Natur, er wird schön und merkwürdig wie jedes Ding, auf das reine Betrachtung sich richtet. Denn Betrachtung ist ja nicht Forschung oder Kritik, sie ist nichts als Liebe. Sie ist der höchste und wünschenswerteste Zustand unserer Seele: begierdelose Liebe.

Haben wir diesen Zustand erreicht, es sei nun für Minuten, Stunden oder Tage (ihn immer innezuhalten wäre die vollkommene Seligkeit), dann sehen die Menschen anders aus als sonst. Sie sind nicht mehr Spiegel oder Zerrbilder unseres Wollens, sie sind wieder Natur geworden. Schön und häßlich, alt und jung, gütig und böse, offen und verschlossen, hart und weich sind keine Gegensätze, sind keine Maßstäbe mehr. Alle sind schön, alle sind merkwürdig, keiner mehr kann verachtet, kann gehasst, kann mißverstanden werden.

Wie, vom Standpunkt der stillen Betrachtung aus, alle Natur nichts anderes ist als wechselnde Erscheinungsform ewig zeugenden, unsterblichen, göttlichen Lebens, so ist des Menschen Rolle und Aufgabe im besonderen, Seele darzustellen. Unnütz zu streiten,

ob „Seele“ etwas Menschliches sei, ob sie nicht auch dem Tiere, der Pflanze inwohne! Gewiß ist Seele überall, ist überall möglich, überall vorbereitet, überall geahnt und gewollt. Aber wie wir nicht den Stein, sondern das Tier als Träger und Ausdruck der Bewegung empfinden (obwohl auch im Stein Bewegung, Leben, Aufbau, Zerfall, Schwingung ist), so suchen wir Seele vor allem bei den Menschen. Wir suchen sie da, wo sie am sichtbarsten da ist, leidet, handelt. Und der Mensch erscheint uns als die Weltdecke, als die spezielle Provinz, deren derzeitige Aufgabe es ist, Seele zu entwickeln — wie es einst seine Aufgabe war, zweibeinig zu werden, den Tierpelz abzustreifen, Werkzeug zu erfinden, Feuer zu schaffen.

So wird uns die gesamte Menschenwelt zu einer Darstellung der Seele. Wie ich in Berg und Fels die Urkräfte der Schwere, im Tier die Beweglichkeit und angestrebte Freiheit sehe und liebe, so sehe ich im Menschen (der jenes alles ja auch mit darstellt) — vor allem jene Form und Äußerungsmöglichkeit des Lebens, die wir „Seele“ nennen und die uns Menschen nicht nur eine beliebige Lebensstrahlung unter tausend anderen zu sein scheint, sondern eine besondere, eine auserwählte, hochentwickelte, ein Endziel. Denn einerlei, ob wir materialistisch oder idealistisch oder sonstwie denken, ob wir die „Seele“ als Göttliches oder als verbrennende Materie uns denken — wir kennen sie doch alle und werten sie hoch; für jeden von uns ist beseelter Menschenblitz, ist Kunst, ist Seelengestaltung die oberste, jüngste, wertvollste Stufe und Welle aller organischen Lebens.

So wird der Mitmensch uns zum edelsten, obersten, wertvollsten Gegen-

stand der Betrachtung. Nicht jeder übt diese selbstverständliche Wertung natürlich und ungehemmt — ich weiß das von mir selbst. Ich habe in der Jugendzeit nähere und innigere Beziehungen zu Landschaften und Kunstwerken als zu Menschen gehabt, ja, ich träumte jahrelang von einer Dichtung, in der nur Luft, Erde, Wasser, Baum, Berg und Tier vorlämen und keine Menschen. Ich sah den Menschen so von der Bahn der Seele abgelenkt, so von Wollen beherrscht, so roh und wild hinter tierischen, äffischen, urweltlichen Zielen her, so auf Tand und Schund erpicht, daß mich vorübergehend der schlimme Irrtum beherrschen konnte, vielleicht sei der Mensch, als Weg zur Seele, schon verworfen und im Rückgange begriffen, als müsse anderswo aus der Natur diese Quelle sich ihren Weg suchen.

Wenn man zusieht, wie zwei moderne Durchschnittsmenschen, die sich etwa eben erst durch Zufall kennen lernen und eigentlich gar nichts Materielles voneinander begehrten — wie diese zwei sich gegeneinander benehmen, dann fühlt man es beinahe sinnlich, wie dicht jeder Mensch von einer zwingenden Atmosphäre, von einer Schutzkruste und Abwehrschicht umgeben ist, von einem Netz gewoben aus lauter Ablenkungen vom Seelischen, aus Absichten, Ängsten und Wünschen, die alle auf unwesentliche Ziele gerichtet sind, die ihn von allen anderen trennen. Es ist, als dürfe die Seele nur ja nicht zu Wort kommen, als sei es notwendig, sie ganz mit hohen Zäunen zu umgeben, mit Zäunen der Angst und der Scham. Nur die wunschlose Liebe vermag dieses Netz zu durchbrechen. Und überall, wo es durchbrochen wird, blickt Seele uns an. Sie ist reifer, als wir dachten, sie ist

beim Rohesten vorhanden. Aber sie ist auch beim Feinsten, Reifsten noch seltsam verklebt und behindert, von halbzerrissenen Puppenhülsen umschalt.

Edelster und innigster Gegenstand der Betrachtung, der Liebe ist der Mitmensch. Jedes Menschengesicht, jedes Menschenauge, jeder Mund, jede Gebärde ist Zeichen und Lebensspur der Seele, ist ihr Theater und Tempel, zeigt sie herrschend, zeigt sie leidend, zeigt sie untergehend und doch unsterblich.

Sitze in der Eisenbahn und beachte zwei junge Herren, die einander begrüßen, weil der Zufall sie für eine Stunde zu Nachbarn gemacht hat. Ihre Begrüßung ist unendlich merkwürdig, ist beinahe ein Trauerspiel. Aus Urfernern der Fremde, Kälte, aus einsamen vereisten Polen her scheinen diese harmlosen Leute einander zu begrüßen — ich denke natürlich nicht an Malayen oder Chinesen, sondern an moderne Deutsche — sie scheinen jeder für sich in einer Festung von Stolz, gefährdetem Stolz, von Argwohn und Rücksicht zu wohnen. Was sie reden, ist vollkommener Unsinn, wenn man es äußerlich betrachtet, ist verfaltete Hieroglyphe aus der seelenlosen Welt, der wir beständig entwachsen und deren durchbrochene Eisränder beständig an uns hangen. Selten, überaus selten sind die Menschen, deren Seele auch schon im täglichen Reden sich äußert. Sie sind schon mehr als Dichter, sind fast schon Heilige. Wohl hat auch das „Volk“ Seele, der Malaye und Neger, und zeigt in Gruß und Anrede mehr Seele als der Durchschnittsmann bei uns. Aber seine Seele ist nicht die, die wir suchen und wollen, obwohl auch sie uns lieb und nah verwandt ist. Die Seele des Primitiven, der noch keine Entfremdung, keine

Mühsal einer entgötterten und mechanisierten Welt kennt, ist eine kollektive, schlichte, kindliche Seele, etwas Schönes und Liebliches, aber nicht unser Ziel. Unsere beiden jungen Europäer im Bahnwagen sind schon weiter. Sie zeigen wenig Seele oder gar keine, sie scheinen ganz aus organisiertem Wollen, aus Verstand, Absicht, Plan zu bestehen. Sie haben ihre Seele verloren in der Welt des Geldes, der Maschinen, des Misstrauens. Sie sollen sie wiederfinden, und sie werden frisch werden und leiden, wenn sie die Aufgabe versäumen. Aber was sie dann haben werden, wird nicht die verlorene Kinderseele mehr sein, sondern eine weit feinere, weit persönlichere, weit freiere und verantwortungsfähigere. Nicht zum Kinde, zum Primitiven zurück sollen wir, sondern weiter, vorwärts, zu Persönlichkeit, Verantwortlichkeit, Freiheit.

Von diesen Zielen und ihrer Ahnung ist hier noch nichts zu spüren. Die zwei jungen Männer sind weder primitiv, noch sind sie Heilige. Sie sprechen die Sprache des Alltags, eine Sprache, die zu den Zielen der Seele so wenig paßt wie eine Gorillahaut, die wir aber nur langsam und in hundert tastenden Versuchen abstreifen können.

Diese urweltliche, rohe, stammelnde Sprache lautet etwa so:

„Morgen,“ sagt der eine.

„Tag,“ sagt der andere.

„Gestatten?“ der eine.

„Bitte,“ der andere.

Damit ist gesagt, was gesagt werden mußte. Bedeutung haben die Worte nicht, sie sind reine Schmuckformen des primitiven Menschen, ihr Zweck und Wert ist derselbe wie der des Ringes, den sich ein Neger durch die Nase zieht.

Außerst seltsam aber ist der Ton, in dem die rituellen Worte gesprochen werden. Es sind Höflichkeitsworte. Ihr Ton aber ist sonderbar kurz, knapp, sparsam, küh, um nicht zu sagen, böse. Es ist kein Grund zu Streitigkeiten da, im Gegenteil, und keiner von den beiden denkt Böses. Aber Miene und Ton sind küh, sind gemessen, schroff, fast wie gekränkt. Der Blonde zieht bei seinem „Bitte“ die Brauen hoch mit einem Ausdruck, der an Verachtung grenzt. Er empfindet nicht so. Er übt eine Formel aus, die in Jahrzehnten eines seelenlosen Verkehres zwischen Menschen sich als Schutzform ausgebildet hat. Er meint sein Innerstes, seine Seele, verborgen zu müssen; er weiß nicht, daß sie nur im Aufzeigen und Hingeben geheiht. Er ist stolz, er ist eine Persönlichkeit, kein naiver Wilder mehr. Aber sein Stolz ist jammervoll unsicher, er muß sich verschleiern, muß Wälle von Abwehr und Kälte um sich ziehen. Dieser Stolz wäre vernichtet, wenn man ihm ein Lächeln abgewinne. Und diese ganze Kälte, dieser ganze, böse, nervöse, stolze und dabei unsichere Ton des Verkehrs zwischen „Gebildeten“ zeigt Krankheit an, notwendige und darum hoffnungsvolle Krankheit der Seele, die sich gegen Vergewaltigung nicht anders zu wehren weiß als durch solche Zeichen. Wie ist diese Seele scheu, wie ist sie schwach, wie jung und wenig anerkannt fühlt sie sich auf Erden! Wie verbirgt sie sich, wie hat sie Angst!

Wenn jetzt einer von den beiden Herren das tätte, was er eigentlich will und fühlt, so höte er dem andern die Hand hin oder streichelte seine Schulter und würde etwa sagen: „Lieber Gott, ist das ein schöner Morgen, alles wie Gold, und ich habe Ferien! Gelt, meine neue Krawatte ist fein?! Du,

ich habe Äpfel im Koffer, willst du einen?"

Wenn er wirklich so spräche, so würde der andere etwas ungemein Freudiges und Rührendes fühlen, etwas von Lachen und etwas von Schluchzen. Denn er würde genau spüren, daß hier die Seele des andern sprach, daß es nicht auf die Äpfel und nicht auf die Krawatte und überhaupt auf nichts anderes ankommt als darauf, daß hier ein Durchbruch stattgefunden hat, daß etwas ans Licht gekommen ist, was dahin gehört und was wir alle auf Grund einer Vereinbarung zurückhalten — ach, auf Grund einer Vereinbarung, deren Zwang noch gilt und deren einstigen Zusammenbruch wir doch schon fühlen!

Also er würde so empfinden, aber er würde das nicht äußern. Er würde zu einem mechanischen Schutzmittel greifen, einen sinnlosen Redebrocken hinwerfen, eines unserer tausend Ersatzworte. Er würde ein wenig meddern und sagen: „Ja ... häm ... sehr schön," oder etwas dergleichen, und würde wegblicken mit einer Kopfbewegung voll beleidigter und gesetzter Geduld. Er würde mit seiner Uhrkette spielen, durch das Fenster starren und durch zwanzig solcher Hieroglyphen zum Ausdruck bringen, daß er seine innere Freude keineswegs zu äußern gesonnen sei, daß er nichts zeigen, nichts zugestehen könne als höchstens ein gewisses Mitleid mit diesem zudringlichen Herrn.

Indessen, dies alles geschieht nicht. Der Dunkle hat tatsächlich Äpfel im Koffer und hat tatsächlich eine riesige Bubenfreude über den schönen Tag und seine Ferien, über seine Krawatte und die gelben Schuhe. Aber wenn der Blonde jetzt beginnen wird: „Üble

Sache das mit der niedrigen Valuta," dann wird der Dunkle nicht tun, wie seine Seele will, er wird nicht rufen: „Ach was, lassen Sie uns vergnügt sein, was geht uns jetzt die Valuta an!" sondern er wird mit sorgenvollem Gesicht und einem Seufzer sagen: „Tja, es ist schrecklich!"

Es ist wunderbar zu sehen: diese beiden Herren haben (wie wir alle) scheinbar gar keine Mühe, sich so zu benehmen, sich so ungeheueren Zwang anzutun. Sie können mit lachendem Herzen seufzen, mit mitteilungsbedürftiger Seele Kälte und Abwehr heucheln.

Aber du beobachtet weiter. Ist die Seele nicht in den Worten, nicht in den Mienen, nicht im Ton der Stimme, irgendwo wird sie doch sein. Und du siehst: Der Blonde hat sich jetzt vergessen, er fühlt sich unbeobachtet, und wie er zum Wagenfenster hinaus auf die fernen zärtigen Wälder blickt, ist sein Blick frei und unverstellt und ist voll von Jugend, von Sehnsucht, von nai-ven heißen Träumen. Er sieht ganz anders aus, jünger, einfacher, harmloser, vor allem hübscher. Der andere aber, der ebenfalls so tadellose und unnahbare Herr, er steht auf und greift mit der Hand nach seinem Koffer über sich ins Neß. Er tut so, als wolle er dessen Lage prüfen, sein Herabfallen verhindern, allein der Koffer liegt sehr gut und fest und hat keine derartige Sorge nötig. Der junge Mann will ihn auch gar nicht festhalten, er will ihn nur anfühlen, sich seiner vergewissern, ihn zärtlich berühren. Denn in dem tadellos sachlichen Lederkoffer ist außer den Äpfeln und außer der Wäsche noch etwas Wichtiges, noch ein Heiligtum, ein Geschenk für seinen Schatz daheim, ein Dachshund aus Porzellan oder ein Kölnerdom aus Marzi-

pan, einerlei was, aber jedenfalls etwas, woran dieser junge Mann zurzeit hängt, womit seine Träume spielen, was sie lieben und vergöttern, was er am liebsten beständig in Händen halten, streicheln und bewundern würde.

Während einer Stunde Bahnfahrt hast du nun zwei junge Leute beobachtet, einigermaßen gebildete Durchschnittsleute von heute. Sie haben Worte gesprochen, haben Grüße getauscht, Meinungen getauscht, haben mit den Köpfen genickt und geschüttelt, sie haben tausend kleine Dinge getan, Handlungen verrichtet, Bewegungen ausgeführt, und an nichts davon war ihre Seele beteiligt, an keinem Wort, an keinem Blick, alles war Maske, alles war Mechanik, alles, mit Ausnahme des einen vergessenen Blickes aus dem Fenster nach dem bläulich fernen Wald und des kurzen ungeschickten Griffes nach dem Lederkoffer.

Und du denfst: O ihr scheuen Seelen! Werdet ihr einmal hervorbrechen? Vielleicht schön und freundlich in einem erlösenden Erlebnis, im Bund mit einer Braut, im Kampf für einen Glauben, in Tat und Opfer — vielleicht jäh und verzweifelt in einer hastigen Tat des vergewaltigten, verdeckten, verdüster-ten Herzenswillens, in einer wilden Anklage, in einem Verbrechen, einer Schreckenstat? Und ich und wir alle: wie werden wir unsere Seelen durch diese Welt bringen? Wird es uns gelingen, ihnen zum Recht zu helfen, sie in unsere Gebärden, in unsere Worte einzulassen? Werden wir resignieren, werden wir der Menge und Trägheit folgen, den Vogel immer wieder einsperren, uns immer wieder Ringe durch die Nase ziehen?

Und du fühlst: Überall, wo Nasenringe und Gorillahäute abgeworfen

werden, da ist Seele am Werk. Wäre sie ungehemmt, wir würden miteinander reden wie die Menschen Goethes und würden jeden Atemzug als einen Gesang empfinden. Arme, herrliche Seele, wo du bist, da ist Revolution, ist Bruch mit Verkommenem, ist neues Leben, ist Gott. Seele ist Liebe, Seele ist Zukunft, und alles andere ist nur Ding, nur Stoff, nur Hindernis, unsere göttliche Kraft im Formen und im Zerbrechen daran zu üben.

Weiter kommen Gedanken: Leben wir nicht in einer Zeit, wo Neues sich laut verkündet, wo Bindungen der Menschheit umgerüttelt werden, wo in ungeheuerm Umfang Gewalt geschieht, Tod wütet, Verzweiflung schreit? Ja, und ist nicht Seele auch hinter diesen Vorgängen? Ist nicht eine merkwürdige Erkenntnis fast allgemein geworden, trotz aller Sehnsucht nach Friede, nämlich die: Unser Friede war „faul“?

Frage deine Seele! Frage sie, die Zukunft bedeutet, die Liebe heißt! Frage nicht deinen Verstand, suche nicht die Weltgeschichte nach rückwärts durch! Deine Seele wird dich nicht anklagen, du hast dich zu wenig um Politik gekümmert, hast zu wenig gearbeitet, die Feinde zu wenig gehaßt, die Grenzen zu wenig befestigt. Aber sie wird vielleicht klagen, du hast allzu oft vor ihren Forderungen Angst gehabt und dich geflüchtet, du hast nie Zeit gehabt, dich mit ihr, deinem jüngsten und hübschesten Kinde, abzugeben, mit ihr zu spielen, ihren Gesang anzuhören, du hast sie oft um Geld verkauft, um Vorteile verraten. Und so sei es Millionen gegangen, und wo hin man blicke, da machen die Menschen nervöse, gequälte, böse Gesichter, hätten keine Zeit außer fürs Unnützeste, für Börse und Sanatorium, und dieser

häßliche Zustand sei nichts anderes als ein warnender Schmerz, ein Mahner im Blut. Nervös und lebensfeindlich — so sagt deine Seele — wirst du, wenn du mich vernachlässigst, und wirst es bleiben und wirst daran untergehen, wenn du dich mir nicht mit ganz neuer Liebe und Sorgfalt zuwendest. Auch sind es keineswegs die Schwachen, die Wertlosen, die an der Zeit frank werden und die Fähigkeit zum Glück verlieren. Es sind vielmehr die Guten, die Reime der Zukunft; es sind die, deren Seele nicht zufrieden ist, die sich nur noch aus Scheu dem Kampf wider eine falsche Weltordnung entziehen, die aber vielleicht morgen schon Ernst machen werden.

Von hier aus betrachtet, sieht Europa aus wie ein Schläfer, der in Angsträumen um sich haut und sich selber verlebt.

Ja, da erinnerst du dich, daß ein Professor dir einmal Ähnliches gesagt hat, daß die Welt am Materialismus und am Intellektualismus leide. Der Mann hat recht, aber er wird dein Arzt nicht sein können, so wenig wie sein eigener. Bei ihm redet die Intelligenz bis zur Selbstvernichtung weiter. Er wird untergehen.

Möge der Weltlauf gehen, wie er wolle, einen Arzt und Helfer, eine Zu-

kunft und neuen Antrieb wirst du immer nur in dir selber finden, in deiner armen, misshandelten, geschmeidigen, nicht zu vernichtenden Seele. In ihr ist kein Wissen, kein Urteil, kein Programm. In ihr ist bloß Trieb, bloß Zukunft, bloß Gefühl. Ihr sind die großen Heiligen und Prediger gefolgt, die Helden und Dulder, ihr die großen Feldherrn und Eroberer, ihr die großen Zauberer und Künstler, sie alle, deren Weg im Alltag begann und in seligen Höhen endete. Der Weg der Millionäre ist ein anderer, und er endet im Sanatorium.

Kriege führen auch die Ameisen, Staaten haben auch die Bienen, Reichtümer sammeln auch die Hamster. Deine Seele sucht andere Wege, und wo sie zu kurz kommt, wo du auf ihre Kosten Erfolge hast, blüht dir kein Glück. Denn „Glück“ empfinden kann nur die Seele, nicht der Verstand, nicht Bauch, Kopf oder Geldbeutel.

Indessen, hierüber kann man nicht lange denken und reden, so stellt das Wort sich ein, das alle diese Gedanken längst zu Ende gedacht und gesagt hat. Es ist vor langer Zeit gesprochen und gehört zu den wenigen Menschenworten, die zeitlos und ewig neu sind: „Was hülfe es dir, wenn du die ganze Welt gewännest, und nähmest doch Schaden an deiner Seele!“

## Die Wahl.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Die Amerikatournee hatte ihren Ruhm besiegt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wurde Irene Wald, erst fünfundzwanzigjährig, von sechs Intendanten, der doppelten Zahl Agenten, der Großen Oper in Paris, der Metropolitan und Monte Carlo be-

stürmt um ein dauerndes Engagement. Aber sie erklärte, sich vorläufig nirgends binden zu wollen. Gnädig absolvierte sie zwei Gastspiele an der Hofoper, sie sang die Traviata und acht Tage später die Mimi. Jede Woche ein Aufstreben war das Höchste, was sie leisten konnte.